

## Gender Mainstreaming und Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe

In den 70ern wurde in Westdeutschland die Geschichte der Christiane F. veröffentlicht: „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ – ein Bestseller, die Geschichte eines Mädchens, das in Gropiusstadt hier in Berlin aufwächst, als Jugendliche dann drogensüchtig wird und am Bahnhof Zoo landet (F. 2002).

*Zu ein paar Hochhäusern gehörte immer ein Spielplatz. Der bestand aus verpißtem Sand und ein paar kaputten Klettergeräten und natürlich einem Riesenschild. (...) Auf dem Schild stand also „Spielplatzordnung“ und darunter, das die Kinder ihn zu „Freude und Erholung benutzen“ sollten. Wir durften uns allerdings nicht „erholen“, wenn wir gerade Lust hatten. Denn was dann kam, war dick unterstrichen: „... in der Zeit von 8 bis 13 Uhr und 15 bis 19 Uhr.*

*(...) Meine Schwester und ich hätten eigentlich gar nicht auf den Spielplatz gedurft, weil man dort laut Schild „nur mit Zustimmung und unter Aufsicht des Erziehungsberechtigten“ spielen durfte. Und das auch nur ganz leise. „Das Ruhebedürfnis der Hausgemeinschaft ist durch besondere Rücksichtnahme zu wahren“. Einen Gummiball durfte man sich da gerade noch artig zuwerfen. Ansonsten: „Ballspiele sportlicher Art sind nicht gestattet.“ Kein Völkerball, kein Fußball. Für die Jungen war das besonders schlimm. Die ließen ihre überschüssige Kraft an den Spielgeräten und Sitzbänken und natürlich an den Verbotsschildern aus. Es muß einige Kohle gekostet haben, die kaputten Schilder immer wieder zu erneuern. (24)*

*(...) als ich so acht, neun war, machte in Rudow ein Ponyhof auf. Wir waren zuerst sehr sauer, denn für den Ponyhof wurde so ziemlich das letzte Stück freie Natur, in da wir mit unseren Hunden flüchten konnten, eingezäunt und abgeholzt. Dann verstand ich mich mit den Leuten da aber ganz gut und machte Stallarbeiten und Pferdepflege. Für die Arbeit durfte ich eine Viertelstunde in der Woche frei reiten. Das fand ich natürlich wahnsinnig. Ich liebte die Pferde und den Esel, den sie hatten. (...) Mit den Stallarbeiten klappte es nicht immer. Dann brauchte ich Geld, um wenigstens eine Viertelstunde reiten zu können. Taschengeld bekamen wir selten. Da habe ich angefangen, ein bißchen zu betrügen. Ich habe die Rabattmarkenhefte eingelöst und die Bierflaschen von meinem*

*Vater weggebracht, um das Pfandgeld zu bekommen. (22 f)*

So weit also die Erinnerungen von Christiane F.: Sie liefert uns eine Beschreibung ihres Sozialraumes, erzählt uns, was sie dort vorfindet, was sie dort tut, welche Probleme er für sie und andere Gleichaltrige verursacht. Liefert die Erzählung Anhaltspunkte dazu, dass dieser Sozialraum für Mädchen und Jungen unterschiedliches beinhaltet? Vielleicht sind Ihnen hierzu beim Zuhören der Textstelle selbst Ideen gekommen.

Ich möchte versuchen, die gestellte Frage selbst zu beantworten.

- Da sind zum einen Verwahrlosungen und Restriktionen, die vermutlich für Kinder beiderlei Geschlechts das Leben in Gropiusstadt wenig erfreulich machen, die bedrücken, auch Wut erzeugen: der verpisste Sand, die Verbotsschilder, die unentwegten Gängelungen und Missachtungen.
- Dass das laute Ballspiel verboten ist, das scheint eher für die Jungen eine Einschränkung. Viele Studien belegen im übrigen immer wieder die Spitzenstellung des Fußballs im Freizeitleben von Jungen. Die Gropiusstadtjungen lassen die Einschränkung jedoch nicht einfach über sich ergehen, sondern rebellieren – sie zerstören Spielgeräte, Sitzbänke, Schilder.
- Dass sie kein Fußball spielen kann, darüber klagt Christiane nicht, wohl aber über die Schwierigkeit, das notwendige Geld für das geliebte Reiten aufzutreiben. Mit dem Ponyhof hat sie einen Ort, an dem sie sich wohl fühlt, der aber Geld kostet. Damit sind wir auf ein eher mädchenpezifisches Phänomen gestoßen. Dass mehr Mädchen als Jungen sich zum Reitsport und zu Pferden hingezogen fühlen, können Sportverbandsstatistiken und Jugendfreizeitstudien immer wieder belegen.

### Gender Mainstreaming und Sozialraumorientierung – gehört und geht das zusammen?

Damit sind wir mittendrin im Thema: Gender Mainstreaming und Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe – geht das zusammen, gehört das zusammen? Um es gleich zu beantworten: Beides gehört natürlich zusammen, dazu später mehr. Ob es zusammengeht, das ist dagegen schwierig zu beantworten, schließlich ist es noch nicht recht probiert worden. Ein Blick auf Literatur zur Sozialraumorientierung zeigt eine relative Leerstelle. Wenn überhaupt, dann finden wir einzelne knappe Verweise auf die Mädchenproblematik, die aber eher so etwas wie eine Blinddarmfunktion haben. Wenn sie fehlen, fehlt eigentlich nichts

wichtiges. Es gibt noch keine systematische Auseinandersetzung dazu, wie die Sozialraumorientierung geschlechtergerecht zu qualifizieren ist - wie also Gender Mainstreaming hier zu verankern ist. Um die Sache aber nicht unnötig zu dramatisieren, das gilt im Prinzip wohl auch für die Beschäftigung mit den vielen anderen o. g. sozialen Ungleichheiten.

Warum habe ich vorneweg gesagt, Gender Mainstreaming und Sozialraumorientierung gehören natürlich ganz klar zusammen? Ich würde sogar behaupten, beide Fachprinzipien sind aufs engste verwandt, geboren aus derselben Grundidee. Sie zwingen nämlich beide zur Umkehrung gewohnten Praxisdenkens: Weg von der Maßnahme hin zur Realität. Alle Institutionen, auch die der Jugendhilfe, zeigen einen eigenartigen, aber typischen Mechanismus - den Mechanismus des Selbsterhalts. D. h. wenn sie einmal da sind, tun sie alles dafür, sich selbst immer wieder neu in der eigenen Relevanz zu bestätigen und mit den eigenen Handlungsroutinen möglichst so zu erhalten wie sie schon immer waren. Damit entwickelt die Institution ein relatives Eigenleben, vielleicht kann man auch sagen, eine gewisse Egozentrik, einen institutionellen Autismus, d. h. sie koppelt sich ab vom ursprünglichen Ausgangspunkt, nämlich der Bearbeitung einer konkreten sachlichen Aufgabe, wie auch immer die aussah.

Am Beispiel Bildung können wir derzeit exemplarisch diesen Mechanismus beobachten: Obwohl den in der Schule Tätigen klar ist, dass die herrschenden Schulkonzepte die erforderliche zukunftsfähige Bildung für die junge Generation nicht mehr leisten, ist es bekanntlich unglaublich schwer, Veränderungen in Gang zu bringen. Das gleiche gilt aber auch für Jugendhilfeeinrichtungen: Da ist einmal - aus guten Gründen, keine Frage - ein Jugendhaus eingerichtet worden und nun beansprucht es, dass es da auch immer so bleiben muss, da ist der Mädchentag etabliert worden, und nun muss er auch immer so fortgeführt werden, da ist ein Spielplatz gebaut worden, der auch immer wieder renoviert wird, obwohl um ihn herum gar keine Kinder mehr wohnen. Gender Mainstreaming wie auch die Sozialraumorientierung fordern nun beide dazu heraus, den Blick von der eigenen Einrichtungspraxis weg hin zu den sozialen Problemstellungen, den Realitäten zu richten - um dann die eigene Praxis vor dem Hintergrund der Problemdiagnosen möglichst gut anzupassen. Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe ist ein Plädoyer für die stärkere Hinwendung zu den realen Lebensverhältnissen junger Menschen und ihrer Familien. Biografische und soziale Konflikte entstehen im Sozialraum an der Schnittstelle zwischen

Verhältnissen und Individuum. Wenn die Verhältnisse widrig sind, wenn sie nur schlechte Ressourcen zur Lebensbewältigung bereitstellen, steigen die Desintegrationsrisiken. Soziale Arbeit muss sich von daher dafür einsetzen, Sozialräume so zu gestalten, dass sie tragfähig und belastbar sind, damit Schwierigkeiten nicht entstehen oder wenn sie sich anbahnen, zumindest rechtzeitig aufgefangen werden können. Das ist der alte gute Gedanke der Gemeinwesenarbeit. Denken wir an die Erinnerungen von Christiane F.: Sozialraumorientierung heißt hier, dafür zu sorgen, dass den Kindern Orte für ihre Spiele, ihren Sport und für ihre Tierliebe zur Verfügung stehen, damit sie nicht randalieren müssen wie die Jungen oder ihren Eltern Geld klauen müssen wie Christiane.

### **Präventiver Ansatz**

Sozialraumorientierung ist demnach ein explizit präventiver Ansatz, d.h. Leitlinie ist, den Sozialraum so zu gestalten, dass seine Infrastruktur ein gutes Leben ermöglicht, dass Probleme möglichst nicht entstehen. Der Spieß wird damit sozusagen umgedreht. Nicht die soziale Maßnahme steht im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern die soziale Realität, für die dann - aber eben genau erst dann - integrierende soziale Maßnahmen entworfen werden. Dieses „Umkehrungsprinzip“ hat Vorläufer in anderen Politikfeldern:

- Z. B. in der Umweltpolitik mit den Umweltverträglichkeitsprüfungen. Es wird bei Vorhaben schon vor der Umsetzung geprüft, welche schädigenden Folgen hat die Maßnahme für die Umwelt, um diese dann durch entsprechende Maßnahmen zu verhindern, manchmal auch das Vorhaben ganz zu stornieren wie wir es im Straßenbau oft genug erleben.
- Oder in der Stadtplanung: Hier gibt es seit einiger Zeit die Praxis der „Kinderfreundlichkeitsprüfungen“, d. h. es wird gefragt: welche Folgen hat eine städtische Gestaltung für das Leben von Kindern? Wird ihr Lebensraum dadurch zu eng, zu sehr zersstückelt, werden ihre Spielmöglichkeiten, ihre Mobilität zu sehr reduziert, wird ihre körperliche Unversehrtheit und Gesundheit dadurch gefährdet - dies sind exemplarische Prüfkriterien, die im Vorhinein abgearbeitet werden, um zu verhindern, dass ein kinderfeindlicher Stadtraum entsteht. Die kinderfreundliche Stadt entscheidet sich also nicht daran, wie viel Schulhöfe sie entsiegelt und wie viele Spielstraßen sie einrichtet - alles Maßnahmen die gängigerweise als kinderfreundliche gehandelt werden. Viel entscheidender ist ob und wie grundsätzlich die Passung zwischen städ-

tebaulicher Gestaltung und kindlichen Bedürfnissen gelingt - durch welche Maßnahmen auch immer.

Ähnlich stellt sich die Logik des Gender Mainstreaming dar: Gender Mainstreaming will die Prozesse der Ungleichheitsentstehung weniger von ihrem Ende als vielmehr von ihrem Anfang aus in Angriff nehmen. Wo zeigen sich welche Geschlechterungleichheiten? Was macht die Organisation, das Chancenungleichheit entstehen lässt? Welches Handeln führt für welche Geschlechtergruppe wohin?

#### **Von der Realitätsdiagnose zur Maßnahme**

Also auch hier gilt der Grundsatz von der Realitätsdiagnose zur Maßnahme und dies immer wieder neu. Jede Maßnahme zur Verhinderung von Geschlechterungerechtigkeiten muss immer wieder neu in ihrem Nutzwert für die zugrundeliegende Realität geprüft werden, weil sich Realitäten verändern. Gender Mainstreaming wie auch Sozialraumorientierung klagen also eigentlich eine konzeptionelle Selbstverständlichkeit ein: die Orientierung an dem, was anliegt – in den Lebenswelten von Mädchen und Jungen und in den Sozialräumen, die Standfestigkeit gegenüber der Verführungskraft der institutionellen Verewigung – nach dem Motto: das haben wir doch schon immer so gemacht. Dies verweist auf eine wichtige Kompetenz von Fachkräften: sie müssen offen und neugierig das aufnehmen, was um sie herum im Sozialraum passiert, was ihnen Mädchen und Jungen mitteilen durch Worte und Gesten, durch Symbole und kulturelle Ausdrucksformen. Sie müssen zudem über Werkzeuge verfügen, die verhindern, nicht immer das nur zu sehen, was man schon kennt, auch was man sehen will. Die Neigung zu letzterem ist groß. Die Gefahr darin ist, Realitäten unvollständig, verzerrt oder auch falsch wahrzunehmen und auf dieser Basis dann auch wirkungslose Handlungskonzepte zu entwickeln. So wie die Vergabe von Lebertran an Kinder in den Nachkriegszeiten als gesundheitliche Präventionsmaßnahme zu Zeiten einer desolaten Ernährungssituation sinnvoll gewesen sein mag - wenn auch für die Betroffenen ekelierend -, so erübrigte sie sich schnell, als sich die Ernährungssituation verbesserte: ein Beispiel für die gelungene Anpassung der Maßnahmen an Realitätsdynamiken. Die ideelle Nähe von Gender Mainstreaming und Sozialraumorientierung lässt sich noch steigern: Qualifizierte Sozialraumorientierung geht nicht ohne Gender Mainstreaming und umgekehrt.

#### **Qualifizierte Sozialraumorientierung geht nicht ohne Gender Mainstreaming**

Wenn es für die Sozialraumorientierung heißt, konkrete Lebenswelten zum Ausgangspunkt der Jugendhilfepraxis zu machen, dann schließt dies zwangsläufig ein, immer mitzudenken, dass in diesen konkreten Lebenswelten soziale Ungleichheiten verschiedenster Art ihre Spuren hinterlassen, und dazu gehören auch geschlechtsspezifische Ungleichheiten. Für ein Kleinkind kann sich der Raum anders darstellen als für ein Grundschulkind oder einen Jugendlichen. Besitzstand und Bildungsstand, Wohnverhältnisse, ethnische Zugehörigkeit, subkulturelle Zugehörigkeiten und eben auch die Geschlechtszugehörigkeit – dies alles sind Faktoren, die sozialräumliche Ressourcen verschieden verteilen können und auch die Bewältigungschancen. Denken wir an Christiane F. zurück. Während sie das Fußballverbot nicht sonderlich trifft, stellt sich das für viele Jungen anders dar. Es sind für sie mehr die Tatsachen, dass der Ponyhof Geld kostet, dass es kaum mehr Naturflächen für das Spiel mit den Hunden gibt, die sie in Bedrängnis bringen.

#### **Qualifiziertes Gender Mainstreaming geht nicht ohne Sozialraumorientierung**

Gender Mainstreaming wird bisher zuerst und vorwiegend als eine institutionenbezogene Aufgabe gedacht. Es liegt nahe, in dem überschaubaren Raum der eigenen Einrichtung zu prüfen, ob Mädchen und Jungen gleichberechtigt versorgt werden und was zu tun ist, damit Gleichstellung hergestellt wird. Dies macht Sinn und kann viel wichtiges initiieren. Die geschlechterkritische Debatte in der Jugendarbeit z. B. wurde durch die Skandalisierung der zahlenmäßigen Dominanz der Jungen in den Jugendhäusern ausgelöst und brachte bekanntlich hier viel in Bewegung für Mädchen. Dennoch steckt darin ein Problem, wenn nur die eigenen institutionellen Ausschnitte in den Blick genommen und geschlechterkritisch überprüft und bearbeitet. Es entsteht ein auf sich selbst bezogener „Tunnelblick“. Außen vor bleibt der Blick auf andere Institutionen in der Nachbarschaft - also der Blick auf das systemische Gefüge, in dem sich die eigene Einrichtung befindet. Außen vor bleibt, dass man doch letztlich Teil eines infrastrukturellen Gesamtgefüges ist, in dem viele Akteure etwas anbieten und dass sich von daher der Nutzen des eigenen Tuns erst im Abgleich mit diesen anderen Institutionen zeigen kann. Die Qualität des Sozialraums bemisst sich nicht allein an der Qualität der institutionellen Einzelteile, sondern an der optimalen Abgestimmtheit der Einzelteile. Ein paar Beispiele hierzu:

- Wenn in meiner Einrichtung kaum Mädchen sind, wie in so manchen Jugendhäusern, ist das nicht per se eine Schwäche, sondern ich muss erst wissen, ob und was es für Mädchen woanders gibt.
  - Ob die fast ausschließliche Nutzung des Bolzplatzes durch Jungen eine Geschlechterungleichheit bedeutet, kann sich erst entscheiden, wenn ich einen Überblick dazu habe, an welchen institutionellen Orten Mädchen in ihrer Freizeit sind. Vielleicht findet sich im Stadtteil eine Bibliothek, die wiederum überwiegend von Mädchen besucht wird?
  - Ebenso muss ich mir klar machen, dass auch wenn meine Einrichtung vor allem von Jungen frequentiert wird, dies letztlich auch nur wenige Jungen des Stadtteils sind, dass ich offenbar nur für einen Teil das passende biete, dass es Jungen gibt, die anderes brauchen und suchen.  
Das wird bei der geschlechterkritischen Debatte um die Jugendhäuser oft vergessen: Jugendarbeit ist nicht Jungenarbeit, sondern genaugenommen, sind die Mehrheit der Mädchen wie auch der Jungen nicht Jugendhausbesucher/innen, die angenommene Geschlechterungleichheit relativiert sich damit also.
  - Zudem sollte man sich auf den Gedanken einlassen, dass es lebensweltlich Sinn machen kann, dass Einrichtungen von einer Geschlechtergruppe dominiert werden, wie sie auch von Altersgruppen, Bildungsgruppen oder ethnischen Gruppen dominiert werden.  
Wenn sich Jugendliche in subkulturellen Cliquen stilisieren und abgrenzen und dabei auch die Geschlechterlinie eine Identitätsfigur ist, dann müssen die Einrichtungen diese Absonderungen ernst nehmen und Räume dafür zur Verfügung stellen. Ein Bestehen auf gleichen Zugang für beide Geschlechter scheint hier wenig angebracht.
- Dies alles läuft auf eines raus: Ein effektives Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendarbeit ist nur über eine sozialräumliche Perspektive zweckmäßig zu praktizieren, d. h. ich muss - neben der institutionenbezogenen Prüfung - immer auch die Infrastruktur der Kinder- und Jugendhilfeangebote eines gesamten lokalen Feldes einer Analyse unterziehen. Ich muss ein ganzes System betrachten, nicht nur die Einzelteile.
- Was wird Kindern und Jugendlichen wo von wem im Stadtteil geboten?
  - Wer nimmt was wo in welcher Intensität wahr?
  - Wer ist kaum zu finden und wer wird überhaupt nicht versorgt?

Erst das Zusammenführen und Aufeinanderbeziehen dieser sozialräumlichen Daten erlaubt eine angemessene Einschätzung zu möglichen Geschlechterungleichheiten in der Kinder- und Jugendhilfe. Nicht jede Einrichtung muss für alle Bedarfe von Mädchen und Jungen etwas bieten. Spezialisierungen sind produktiv - auch beim Gender Mainstreaming. Sie brauchen aber immer die kontrollierende Einbindung in einen sozialräumlichen Gesamtkontext, um eventuelle geschlechtsspezifische Ungleichheiten aufzufangen. Der genderkritische Punkt ist nicht, ob ein institutionelles Angebot von einer Geschlechtergruppe zahlenmäßig dominiert wird, sondern ob in einem lokalen Lebensraum eine Geschlechtergruppe systematisch vernachlässigt wird, was ihre Versorgung betrifft.

### **Herausforderungen für die Genderfachdebatte**

Damit beinhaltet sozialräumliches Gender Mainstreaming Herausforderungen, die abschließend skizziert sein sollen:

- Sozialräumliches Gender Mainstreaming verweist darauf, dass Gender Mainstreaming keineswegs gleichzusetzen ist mit der flächendeckenden Implementierung von Mädchenarbeits- und Jungenarbeitsangeboten. Wenn es um die Sicherung eines gut ausgestatteten Sozialraums für beide Geschlechter geht, muss dies sehr viel mehr beinhalten als Mädchenarbeit und Jungenarbeit. Da kann der Erhalt der Kinder- und Jugendbibliothek und der Bau von Radfahrwegen zu einer Mädchenfördermaßnahme werden wie auch die Einführung einer Online-Beratung zu einer Jungenfördermaßnahme werden kann. Gleichstellung in der infrastrukturellen Versorgung bemisst sich nicht an der Zahl der Mädchen- und Jungenarbeitsangebote, sondern an der Versorgungsquantität und -qualität für Mädchen und Jungen. Es ist also komplizierter - oder positiv formuliert - normativ offener.
- Gender Mainstreaming heißt auch: Genderbudgeting, also geschlechtsspezifische Budgetanalysen und Budgetplanungen. Welcher Geschlechtergruppe kommen wie viel öffentliche Fördermittel zu? Wo werden Ungleichheiten sichtbar? Wie sind sie zu erklären und zu bewerten?
- Sozialräumliches Gender Mainstreaming steht und fällt mit der interinstitutionellen und intergeschlechtlichen Dialogfähigkeit. Es muss eine Atmosphäre geben, in der die Daten zur eigenen Arbeit tatsächlich offen auf den Tisch gelegt werden können. Das ist sicherlich nicht einfach, weil jeder gerne seinen Arbeitsort und seinen Arbeitsplatz sicher haben will.

- Sozialräumliches Gender Mainstreaming verlangt aber auch nach anerkennenden Umgangsformen zwischen weiblichen und männlichen Fachkräften. Da ist in der Vergangenheit unter der patriarchatskritischen Leitfigur viel Zerstörerisches passiert, was Frauen und Männern zu Feinden stilisiert und gemacht hat und ein kollegiales Miteinander verbaut hat.
- Sozialräumliches Gender Mainstreaming muss schließlich auch eine Grundstimmung geben, in der wechselseitig die verschiedenen Praxisformen anerkannt werden, gerade auch die für Mädchen und Jungen. Mädchenarbeit und Jungenarbeit haben die Tendenz, nur eine ganz bestimmte Praxis gutzuheißen, nämlich die eigene und all das, was von anderen jenseits ausgewiesener Mädchenarbeit und Jungenarbeit für Mädchen und Jungen geboten wird, zu missachten, z. B. die Fußballangebote, weil sie traditionell männlich sind, und die Gardetanzangebote, weil sie traditionell weiblich sind. Eine sozialräumliche und geschlechtsbezogene Qualitätssicherung ist jedoch nur möglich, wenn erst einmal alle Leistungen, die Mädchen und Jungen geboten werden, ihren Wert haben.

## Literatur

F., Christiane: Wir Kinder vom Bahnhof Zoo.  
Hamburg 2002 (44. Auflage)

### **Kontakt:**

Prof. Dr. Lotte Rose  
Fachhochschule Frankfurt a.M.  
Fachbereich 4  
Nibelungenplatz 1  
60318 Frankfurt a.M.  
Fon: 069-15332830  
Email: [rose@Fb4.fh-frankfurt.de](mailto:rose@Fb4.fh-frankfurt.de)